

Verlag Bibliothek der Provinz

Ortwin Teibert
Zwischen den Wirklichkeiten

Erzählungen

Ortwin Teibert
ZWISCHEN DEN WIRKLICHKEITEN
Erzählungen

herausgegeben von Richard Pils
Lektorat: Dr. Erika Sieder

ISBN: 978-3-99126-307-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at



INHALT

<i>Individuelle Wahrheiten</i> – Dachbodenfund	7		
Die Botschaft	13	<i>Der normale Wahnsinn</i> – anno 2088 –	
Öl schwitzen	17	Der Grünling	159
Der Liebherr-Kran und der Passat im Rückspiegel	25	Schweinerennen	163
Rosenduft	29	Stabhochsprung	168
Janusköpfig	35	Chip-Alarm	172
Kein Blatt vor dem Mund	39	Jumbi Tagebuch	177
Unbedachte Worte	43	<i>Aus der Alltäglichkeit</i>	
Caféhaus-Déjà-vu	50	Elitäre Traumanalyse	186
Erstarrt	54	Präsidentenmaske	192
Das tanzende Zeitungsblatt	62	Der Ara	199
<i>Unterwegs</i> – Schlagzeile	68	Warten auf Ablösung	204
Cappuccino mit Schlag	73	Frau bevorzugt	211
Wahrheitsangebot	78	Lachen und Weinen	216
Das Gibraltar-Virus	83	Der Hampelmann	220
Der Stab Moses	91	Argusaugen	223
Thymians letzte Reise	95	Auf den Hund gekommen	228
Die Gawharshad-Moschee	100	<i>Glaubensbekenntnisse</i> – Aus der Heiligen Schrift der	
<i>Aus der Schublade der Einfältigkeit</i> – Rede des		Einfältigkeit	231
Strafverteidigers für einen Bankräuber	108	Edmund Strauß	236
Soweit die Flügel tragen	112	Richter der Gerechtigkeit	244
Geblümte Dessous	118	Zwischen der Zeit	250
Denkabgründe oder Pilze	122	Am Anfang war das Wort	254
Doppelgänger	128	Die Gebeine der Heiligen Drei Könige	259
Warum manche Menschen ihre Kopfbedeckung		New Orleans	266
nicht abnehmen	136	Die Verführung	274
Eine wundersame Metamorphose	143	Das Heiligenbild	280
Die Erleuchtete	149	Lyrisches Hurra (Blattwerk)	285
Das Einhorn	153	Heu springen	288

ERSTARRT

Ein Blitzen, ein Donnern und dann eine unheimlich schrill pfeifende Druckwelle peitschen mir durch Mark und Bein. Ich stürze auf das Pflaster, vibriere am Boden liegend, als stünde ich unter Strom. Krümme mich vor Schmerz, will schreien, doch meine Kehle ist wie zugeschnürt. Urplötzlich ist alles vorbei und eine sonderbare Stille, eine Totenstille scheint die Lebendigkeit der Stadt verschlungen zu haben.

Ich raffe mich mühsam wieder in die Höhe. Sehe an mir herunter. Seltsam, ich bin nicht einmal schmutzig geworden, hier vom nassdreckigen Gehsteig. Erstaunt nehme ich zur Kenntnis, dass mir nichts weh tut. Es sieht aus, als wäre ich gänzlich heil geblieben.

Aber was ist denn da nur passiert? So einen heftigen Donnerschlag mit Blitz, hier in der Innenstadt, das gibt es doch normal gar nicht! Und dazu noch die schauderhaft grelle, ohrenbetäubende Druckwelle, die mir die Füße zum Sturz ausgerissen hat. Was ist bloß geschehen? Gab es eine Explosion? Hat es gar jemand auf mich abgesehen? Das kann doch kein Naturereignis gewesen sein! Oder doch? Ich bin konfus.

Irgendwie innerlich, hallt das unheimliche Geschehen in mir nach, gleich einem Echo, als ob ich selbst explodiert wäre. Aber von außen höre ich nichts mehr. Nicht einmal das geringste Geräusch dringt an meine Ohren. Bin ich denn taub geworden? Die Situation überfordert mich, schockiert mich! Ja, ich bin taub!

Andererseits fühlt es sich an, als bilde ich mir die ganze Situation nur ein. Geht meine Phantasie mit mir durch? Eigenartig absonderlich ist mir durch die unheimliche Stille. Verdauen muss ich das Geschehen, um wieder normal zu werden. Ich darf mich nicht aufregen! Ich bin doch sonst kein ängstlicher Mensch.

Okay! Im Moment bin ich taub. Aber eine Taubheit kann, wie ich weiß, auch vorübergehend sein. Wichtig ist allein, dass ich lebe!

Zur Ruhe kommen muss ich! Wenn ich die Augen schließe, hilft es vielleicht ein wenig. Ich versuche es. Näher da zur Auslage will ich mich stellen, damit man an mir gut vorbeikommt.

Das schaut aber blöd aus, wenn ich vor der Auslage stehe und mit geschlossenen Augen auf die Unterwäsche starre. Ich mache sie lieber wieder auf und dreh mich um. Ganz normal zu sein wird wohl besser helfen.

Jetzt bin ich fassungslos, einfach baff. Unterliege ich als Auswirkung vom Sturz einer Sinnestäuschung? Zwei Jugendliche, die vor dem Ereignis noch miteinander sprechend auf mich zugekommen sind, gleichen unbeweglichen Wachsfiguren, haben beide den Mund offen und einen Fuß in der Luft. Wie im Augenblick eingefroren stellen die sich dar.

Alle Leute in meinem Blickfeld scheinen erstarrt zu sein. Jede Bewegung ist verschwunden, als ob die Welt ihren Atem angehalten hat. Drehe ich nun durch? Was ist nur los mit mir? So etwas gibt es doch nicht!

Andere Fußgänger auf der gegenüberliegenden Straßenseite wirken ebenso versteinert, verwurzelt im qua-

dratischen Pflaster, wie zu einem Foto geknipst. Die soeben noch gefahrenen Autos verharren geräuschlos. Die darin Sitzenden zeigen sich wie Puppen, regen sich nicht. Die unheimliche Stille kapselt mich ein. Wie eine undurchdringliche Haut nimmt sie mir die Vernunft, das Geschehene zu begreifen. Ich versuche zu sprechen, probiere, ob ich meine eigene Stimme wenigstens hören kann. Doch ich bleibe tonlos.

Der vordem noch stickigen Luft ist die Ausdünstung abhanden gekommen. Oder versagt genauso mein Geruchssinn?

Vorne leuchtet die Fußgängerampel grün. Auch die Ampel ist eingefroren, zeigt ein ewiges Grün für das Menschengewirr, welches dort beim Überqueren mitten im Schritt innegehalten hat. Die haben auch fast alle einen Fuß angehoben. Ein Anblick, als ob sie bald umfallen würden oder gerade dabei sind, eine Gymnastikübung vorzuführen.

Jetzt erst wird mir tief bewusst, dass beim Gehen sich immer ein Bein in der Luft befindet. Ich schau auf meine Beine, setze sie in Bewegung und marschiere weiter. Mein Gehen funktioniert wie immer. Ich komme vom Fleck, trotz der Erstarrung rundum.

Die unerklärliche Situation lässt mich frösteln, überzieht mich mit einer Gänsehaut. Es kommt mir vor, als wäre ich in einem abgestürzten Programm, das den Letztzustand konserviert hat. Ist die sprichwörtliche Matrix rundum ausgefallen? Hat denn jeder Mensch ein eigenes Programm um sich, in dem agiert wird? Steht die Zeit still, nur ich nicht? Warum nur ich nicht? Mich hat die schrille

Welle auf den Boden geschmissen, alle anderen schauen aus, als seien sie in Todesstarre. Warum hat es mich nicht in gleicher Weise erwischt?

Nun merke ich, dass doch etwas die Stille durchbricht – mein Herz. Es klopft heftig. Von innen heraus spüre und höre ich es. Ich halte an, horche, vernehme mein Blutraschen zum Kopf. Also bin ich doch nicht ganz taub. Meinen Puls am Handgelenk will ich ertasten. Er klopft heftig, kein Wunder, ich bin aufgeregt. Aber mein Körper funktioniert wie er soll. Ich lebe! Ja, ich lebe! Das Ganze rundum betrifft mich nicht! Oder doch?

Vielleicht bin ich nun das einzig lebendige Wesen hier in der Stadt. Welch absurder Gedanke! Sicherlich könnte es noch solche Personen wie mich geben. Das wird doch nicht überall so sein! Es ist ja auch nicht auszuschließen, dass man Leute aus der Erstarrung aufwecken kann. Positiv muss ich denken.

Trotz dieser bizarren Umwelt fühle ich mich wieder halbwegs normal. Sogar Hunger und Durst verspüre ich. Genau! Zu McDonald's bin ich gerade am Weg. Soll ich nun woanders hingehen – aber wohin? Nein! Ich gehe jetzt einfach weiter, als wäre nichts geschehen. Ignorieren muss ich alles um mich oder zumindest es als Normalität zur Kenntnis nehmen, bevor mich gar die Verrücktheit überfällt!

Komisch! Nicht einmal meine Schritte geben einen Widerhall. Falsch gedacht, ich bin doch taub. Der kürzeste Weg ist über den Zebrastreifen, zwischen den eng Gehenden, ich meine stehenden, erstarrten Fußgängern durch. Wie Figuren aus einem Gruselkabinett kommen

mir diese Leute vor. Die versteiften Gesichter spiegeln allesamt Hast. Alle scheinen in Eile zu sein, aber wofür? Für den Stillstand?

Hoppla! Unabsichtlich habe ich eine ältere Dame angestoßen. Sie wackelt und beginnt aus ihrem Gleichgewicht zu fallen. Gerade noch kann ich sie festhalten und sie wieder vorsichtig auf ihrem Pflasterstandfuß stabilisieren. Ich hätte mich besser nicht durch die Fußgänger zwingen sollen. Rücklings habe ich nämlich ein Kind gestreift, welches nun tatsächlich geräuschlos umgefallen ist. Zum Glück ist der ältere Herr, der danebenstand, nicht mitgerissen worden.

Das Kind ist nicht beschädigt. Es wundert mich nicht, dass es umgefallen ist. Sein Gleichgewicht hielt ja nur die Zehenspitze des einen Fußes. Ich stelle es ein wenig anders auf, lehne es an den dicken kleinen Herrn, der offensichtlich einen Augenblick innegehalten hat und stabil auf beiden Beinen steht. Es gelingt.

In den Sinn kommt mir, eine Schachfigur aufgebaut zu haben. Sind wir alle bloß Schachfiguren? Wer spielt da Schach mit uns?

Auch ich könnte Schach spielen mit den Figuren am Zebrastreifen! Sie umstellen, sie verändern. Der Dicke hat einen Hut auf, den könnte ich der Frau daneben aufsetzen und von der Frau ihm die Brille auf die Nase drücken. Für später, nach McDonald's, werde ich mir solche Scherze aufheben. Vielleicht kriege ich dabei irgendjemanden wach.

Beim Vorbeigehen am Park bemerke ich hängendes Laub in der Luft, das im Tanz zum Boden innegehalten hat.

Zwei Vögel schauen aus wie angeklebt, in der kleinen Lücke zum Himmel, im flächigen, wolkenlosen Blau.

Ständig eile ich an Personen vorbei, die mir in ihrer hilflosen Regungslosigkeit zunehmend bedauernswerter erscheinen. Abgeschaltet, außer Betrieb sind sie in ihrer Existenz. Sie dürfen am Erdenpiel nur mehr als Schaupuppen agieren und ich bin ihr einziger Betrachter.

Der Eingang zu McDonald's wird von Erstarrten verstellt. Damit ich vorbeikomme, rücke ich einen jungen Mann vorsichtig, mit viel Kraftanstrengung zur Seite, sodass er einer jungen Frau direkt in die Augen schaut. Es gelingt. Sollte der mal wach werden, wird er sich wundern.

Die Lautlosigkeit im Lokal wirkt gespenstisch. Die Szene der Eingefrorenen scheint einem Horrorfilm entnommen zu sein. Ketchup verschmiert auf Kindermund und Papptellern lässt mich an Blut denken.

Ich muss meine Gedanken unbedingt mehr in Zaum halten, alles um mich als ganz gewöhnlichen Zustand betrachten, um nicht durchzudrehen. Ja, solches dachte ich schon einmal. Aber diese defekte Welt um mich herum lässt sich nicht so einfach ausblenden.

Schnurstracks gehe ich auf eine Servicekraft zu. Eine hübsche junge Frau, die sich darstellt gleich einem inszenierten Promotionobjekt: Ein bleibendes Lächeln im Gesicht, ein Fuß in der Luft, ein Tablett überm Kopf balancierend, auf dem ein Cheeseburger liegt und ein Cola-Becher mit Strohalm steht. „Wie für mich bestellt!“, denke ich. Behutsam entwende ich ihr das Tablett und setze mich an einen freien Tisch.

Nun versuche ich, mit dem Halm zu trinken. Ich ziehe bedächtig die Cola-Flüssigkeit ein. Sie fließt in meinen Mund, neutral wie Wasser. Allmählich kommt doch ein wenig Geschmack auf. Der Cheeseburger ist geruchslos, wie das ganze Lokal. Er gibt nach, beim Zusammendrücken. Aber das Eingedrückte geht nicht wie üblich zurück. Kann ein Cheeseburger tot sein? Ich beiße vorsichtig hinein. Der Bissen nimmt langsam in meinem Mund Lebendigkeit an. Also vorläufig keine Hungersnot!

Doch was ist, wenn alles so leblos um mich herum bleibt? Was soll denn ich dann noch da? Angst steigt in mir hoch. Sie darf sich nicht einfressen. Ich muss handlungsfähig bleiben, inmitten von all dem Unerklärlichen. Nachher werde ich versuchen, Leute aufzuwecken.

Am Pult steht ein Becher Kaffee mit Halm, den hole ich mir für einen klaren Kopf. Zurück am Tisch, sauge ich kräftig am Halm. Der einströmende Kaffee ist sofort brühend heiß in meinem Mund. Ich verbrenne mich. Speie ihn aus. Dabei verschlucke ich mich gewaltig und huste. Tränen kommen mir.

Und wie ich aufschaue, ist alles um mich herum wieder in Bewegung, mit Geschnatter, Lärm und Geruch, als ob es nie etwas anderes gegeben hätte. Die Servicekraft schaut sichtlich erschrocken auf ihre erhobenen Hände, auf denen das von mir entnommene Tablett fehlt. Sie beginnt mit einer Kollegin darüber lautstark zu diskutieren. Ich verlasse das Lokal, ohne zu bezahlen. Draußen empfangen mich Straßenlärm, eilige Fußgänger und die stickige Luft.

„Das Programm läuft nun Gott sei Dank wieder“, denke ich. „Warum Gott sei Dank? Ist denn unsere Programmierung göttlich?“

DOPPELGÄNGER

Der Physiker, Professor Dr. Arthur Müller, gilt seit 2024 als vermisst. Sein Spezialgebiet war die Zeitforschung in Beziehung zu auftretenden Raum-Anomalien. Er lebte alleinstehend. Zwar war sein Hauptwohnsitz in Wien, wo er eine Eigentumswohnung besaß, doch die meiste Zeit verbrachte er in den USA mit Vorträgen an Universitäten. Außerdem war er immer wieder mit Projekten im Forschungszentrum Area 51 in Nevada betraut. Sein Tagebuch, in dem die letzten Eintragungen notiert sind und das er in der Wiener Wohnung zurückgelassen hat, wurde mir von seiner Schwester exklusiv zur Verfügung gestellt. Die darin sehr rudimentär gehaltenen Eintragungen durfte ich zum besseren Verständnis literarisch aufarbeiten. Daraus ist folgende Geschichte entstanden.

15. Oktober: Nach acht Monaten Aufenthalt in den USA wieder zurück in Wien, brachte mich ein Taxi spät nachmittags vom Flughafen zu meiner Wohnung. Als Adresse nannte ich Handelskai 12. Da ich einen schweren Koffer dabei hatte, nahm ich den Lift in den dritten Stock. Vor meiner Wohnungstüre drückte ich zuerst die Glockentaste, um zu prüfen, ob die Klingel-Batterie nicht zu tauschen sei, denn die musste ich jährlich wechseln. Die Melodie war deutlich zu hören, kam mir aber fremdartig vor. Dann bemerkte ich, dass mein Namensschild fehlte.

Plötzlich öffnete eine hagere Frau, wohl an die Fünfzig, die Tür und sagte:

„Sie haben geläutet.“

„Ja“, entgegnete ich, „was tun sie da drinnen in meiner Wohnung?“

„Sie irren sich, das ist seit Jahren meine Wohnung.“ Dann lachte sie nervös.

„Bin ich jetzt falsch gegangen? Hier ist doch der dritte Stock, Wohnung zwei?“

„Ja schon, aber vielleicht ist es auf dieser Ebene eine andere Wohnungsnummer, oder sie bilden sich den dritten Stock nur ein.“ Abermals lachte sie, wiehernd klang es. Ich fühlte mich ausgelacht. Genervt entgegnete ich:

„Sie finden das wohl sehr witzig! Hier, sehen sie, das ist mein Schlüssel zur Wohnung, wenn der passt, dann ist es nicht ihre, sondern meine Wohnung!“

Doch der Schlüssel ging nicht einmal ins Schloss. Nichts anderes kam nun infrage, als mich für meinen Irrtum zu entschuldigen. Die Ursache schob ich dem Jetlag zu. Schließlich war ich ja elf Stunden im Flieger gesessen und da kann eine Erinnerung schon mal falsch sein.

Die Frau nahm meine Erklärung wieder wiehernd zur Kenntnis und mir war es höchst peinlich. Kurz dachte ich nur: „Diese Frau hat ein selten abstoßendes Lachen! Mit der will ich nicht noch einmal Kontakt haben!“

Also fuhr ich hinunter, trat vor das Haus und betrachtete es. Felsenfest war ich überzeugt, dass meine Wohnung sich im Haus Nummer 12 befände. Um ganz sicher zu sein, ging ich noch die Häuserfront ab. Zugegeben, die anderen Bauten in der Straße unterschieden sich kaum. Während meiner Ab-

wesenheit hatte man alle mit gleicher zitronengelber Farbe gestrichen. Sollte ich jetzt ein anderes Haus in Betracht ziehen? Da kam mir der Gedanke an meine Visitenkarte. Ich nahm sie aus meiner Geldbörse und las: Handelskai 13. Unfassbar war es mir, mich so vertan zu haben.

Sodann ging ich ins Haus Nr.13, fuhr in den dritten Stock, Wohnung zwei. Nun endlich, es war meine Wohnung. Mein Name stand auf dem Schild direkt auf der Tür. Jedoch konnte ich mich nicht entsinnen, das Namensschild dort angebracht zu haben. In Erinnerung hatte ich es oberhalb der Glockentaste. Ich läutete, hörte aber keinen Ton. Also war die Batterie zu tauschen. Dann steckte ich den Schlüssel ins Schloss. Der ließ sich aber nicht drehen, soviel ich auch herumprobierte.

Da es aber schon spät geworden war und ich mich irgendwie unwohl fühlte, meinte ich, bevor ich jetzt umständlich einen Schlüsseldienst rufe, wäre es besser, mich im Hotel IBIS für eine Nacht einzuquartieren, das lag ja fußläufig ums Eck. Dort gäbe es sicher auch noch eine Kleinigkeit zu Essen. Also machte ich mich auf den Weg.

Als weitere Ungereimtheit sprang mir die große Neon Schrift „HOTEL-ABIS“ entgegen. Es irritierte mich zusehends, hatte ich doch immer angenommen, die Hotelbezeichnung wäre „IBIS“, nicht „ABIS“. Freie Zimmer gab es und ich nahm ein mittelpreisiges, in der Hoffnung, dass ich am nächsten Tag in meine Wohnung hineinkommen würde.

Aus unerfindlichen Gründen vergaß ich, noch etwas zu essen und zu trinken. Stattdessen legte ich mich gleich zur Entspannung in die Badewanne und schlief darin ein.

Gegen zehn Uhr abends weckte mich das ausgekühlte Wasser. Eine große Flasche Apfelsaft, die im Kühlfach stand, stillte danach meinen Durst.

16. Oktober: Das Frühstücksbuffet war reichlich bestückt. Ich füllte mir großzügig einen Teller. Doch am Tisch kam ich mir seltsam deplatziert vor, als ob ich nicht hierhergehören würde. Das komische Gefühl verstärkte sich zusehends, sodass ich schließlich vom Teller kaum die Hälfte aß und am eingeschenkten Kaffee nur nippte.

Bereits um 9 Uhr stand ich wieder mit dem Koffer vor meiner Wohnungstür, im Haus Nummer 13. Der Schlüssel ging zwar wieder ins Schloss, aber er sperrte genau so wenig auf wie am Vortag.

„Vielleicht hat sich bloß was verklemmt während meiner langen Abwesenheit“, dachte ich.

Darauf zog und drückte ich mehrmals heftig an der Türschnalle, klopfte einige Male auf das Schloss, letztlich spreizte ich mich gegen die Tür, hörte dabei ein Knacksen und fiel beinahe mit der aufgehenden Tür in den Raum.

Ein Mann blickte erstaunt auf mich und fragte: „Was tun sie da an meiner Tür?“

Ich war perplex. Dieser Mann sah aus wie ich. Als ob ich in einen Spiegel schauen würde. Auch mein Gegenüber schien überrascht und wurde bleich.

Auf das konnte ich nur mehr stottern: „Das, das ist, das ist doch, doch meine, meine Wohnung!“

Mit den Worten: „Gehen Sie weg, das kann nicht sein!“, wich er zurück und schloss hinter sich die Tür.

„Genauso hätte ich an seiner Stelle reagiert“, kam es mir in den Sinn. „Entweder bin ich doppelt, oder ich werde

verrückt! Da wohnt einer in meiner Wohnung, der mir aufs Haar gleicht, das ist doch unmöglich! Ja vielleicht ist er doch nicht ganz so wie ich, nur mir ähnlich!“

Darauf stieg in mir die Idee auf: „Der hat sich für mich ausgegeben! Sein Aussehen mir angeglichen, um mir die Wohnung streitig zu machen! Ein Betrüger könnte es sein!“

Außer mir war ich.

„Wenn der sich für mich ausgibt, wie sollte ich dann wieder zu meiner Wohnung kommen? Vielleicht hat der gar meine persönlichen Daten aus dem Net, einen gleichen Pass wie ich, meine Bankzugangsdaten? Das wäre vorrangig zu prüfen! Schließlich muss die ABIS Hotelrechnung abgebucht werden.

Nein! Nein! Solches sollte ich nicht denken. Mich unbegründet in etwas hineinzusteigern, das möglicherweise gar nicht stimmt, ist unlogisch und vergeudet nur unnötig Energie! Observieren müsste ich ihn, um die Wahrheit herauszufinden! Jedoch ohne Polizei, ohne Detektiv! Denn die würden mir nicht glauben, mich als verrückt ansehen.

Auszuschließen ist es nicht, dass diese obskure Begegnung einen anderen Hintergrund hat. War etwa dieser Mensch ein weiteres Ich von mir? Unter Umständen bin ich in der Area 51 in eine Dimensions-Zeitspalte geraten? Habe ich vielleicht nicht genügend Sorgfalt walten lassen bei meinen Experimenten in Nevada? Was ist der Grund meiner Verdoppelung? Im ganzen Universum geschieht ja nichts ohne Grund! Ist er hier falsch am Platz oder bin ich gar falsch hier?“

Möglichkeiten, die sein könnten, jagten mir durch den Kopf, während ich wieder ins Hotel zurückkehrte und meinen Aufenthalt auf unbestimmte Zeit prolongierte. Auch den ganzen restlichen Tag und die folgende Nacht kreiste das rätselhafte Ereignis meiner Verdopplung in mir.

17. Oktober: Um sieben Uhr früh stand ich zerschlagen, unausgeschlafen, mit meiner großen Sonnenbrille versehen etwas gedeckt vor dem Haus Nr. 13 und beobachtete heimlich, wer hinaus ging.

Tatsächlich erschien mein Doppelgänger etwa um neun Uhr. Er führte einen großen Koffer mit sich. Der sah genauso aus wie meiner. Gekleidet war er mit meinen Sachen, dem hellen Anzug und dem karierten Hemd. So reiste ich doch selbst in die USA. Diese, meine Kleidungsstücke hatte ich doch in Nevada zurückgelassen.

Ich folgte ihm und wusste im Vorhinein, dass er um die Ecke zum Taxistand eilen würde. Das tat ich ja auch damals. Er nahm das erst beste Taxi und ich als er abfuhr das dahinterstehende. Zum Fahrer sagte ich:

„Bitte folgen sie dem Taxi vor uns möglichst unauffällig! Ich muss etwas aufklären.“

Zudem versprach ich, mich dafür erkenntlich zu erweisen, was ich dann auch tat.

Die Fahrt ging zum Flughafen. Beim Lufthansa-Schalter nach Chicago stellte er sich zum Einchecken an. Genauso hatte auch meine Reise damals vor acht Monaten in die USA begonnen. Mir kam es vor, als ob ich mich selbst beobachten würde. Zugleich gewährte ich, dass in der Warteschlange Leute standen wie seinerzeit erlebt, die

im gleichen Flugzeug mitgeflogen waren. Vor Aufregung wurde mir ganz heiß.

Bis der Flieger abhob, blieb ich in der Abflughalle. Dann beruhigte ich mich mit dem Gedanken, dass das Doppelgänger-Problem sich nun auflösen würde. Vielleicht bin ich nur zu früh zurückgekehrt und es gibt mich tatsächlich doppelt. Wäre ich einen Tag später in meine Wohnung gekommen, wäre mir wahrscheinlich kein Doppelgänger begegnet.

Im Hotelzimmer angekommen musste ich zuerst das Hemd wechseln, das schweißnass an mir klebte. Zum Glück hatte ich im Koffer noch ein frisches Shirt. Dann rief ich einen Schlüsseldienst an, dessen Telefonnummer ich an der Rezeption erfragt. Ich gab vor, meinen Schlüssel zur Wohnung verloren zu haben, nannte meine Adresse und sagte, man möge bitte gleich ein neues Schloss einbauen. Einvernehmlich wurde der Termin für den übernächsten Tag um 9 Uhr morgens festgelegt. Wie es wohl in dieser Branche üblich ist, wurde ich darauf aufmerksam gemacht, vor der Montage an Ort und Stelle bar zu bezahlen.

18. Oktober: Endlich habe ich wieder normal essen können. Am Laptop wollte ich arbeiten, war aber zu unkonzentriert. Meine sonderbare Situation lässt mich nicht richtig zur Ruhe kommen. Um müde zu werden für einen gesunden Nachtschlaf bin ich nachmittags in der Stadt zwei Stunden ziellos umhergeirrt.

19. Oktober: Abermals hatte ich einen schlechten Schlaf. Zur vereinbarten Zeit stand ich etwas früher vor meiner Wohnungstür. Da sah ich zu meinem Erstaunen, dass

sich mein Namensschild jetzt wieder über der Glockentaste befand und das Läuten funktionierte tadellos als sei nichts geschehen. Mit gespannter Erwartung steckte ich dann meinen Schlüssel ins Schloss und siehe da, der Schlüssel sperrte problemlos die Tür auf.

Dem Handwerker, der gerade eintraf, sagte ich, dass der Schlüssel wieder aufgetaucht sei und er nichts zu machen brauche. Für die Vorbereitung und fürs Kommen verlangte er 150 Euro. Ich wollte deswegen nicht streiten und bezahlte.

Die Wohnung zeigte keine Spur von einem Fremden, als ob nie jemand außer mir darin gewohnt hätte.

20. Dezember: Das fragwürdige Erlebnis mit meinem Doppelgänger ließ mich die vergangenen zwei Monate nicht los, obwohl bislang nichts Außergewöhnliches mehr vorgefallen ist.

Anfang Jänner werde ich verfrüht nach Nevada zu weiteren Experimenten aufbrechen. Vielleicht lässt sich dort für das seltsame Ereignis eine logische Erklärung finden.

Damit enden die stichwortartigen Eintragungen im Tagebuch. Auf keiner Passagierliste in die USA oder auch in andere Länder ist Professor Dr. Müller verzeichnet. Alle Nachforschungen blieben ergebnislos.

NEW ORLEANS

Hier oben am kahlen Granitfelsen, auf den ich geklettert bin, bläst der Wind mir meine Haarsträhnen über die Augen. Ich wische sie zurück. Der große Felsen ist nur ein kleines Stück eben und wird begrenzt von einer Anhebung, als hätte er einen Buckel. Wenn ich mich dort anlehne kann der Wind nicht an. Ich lasse mich nieder. So ist es besser.

Das grüne Flusstal liegt tief unter mir. Die nur in einem kleinen Stück zu sehende Donau fließt darin. Den Zeichenblock und den Stift nehme ich aus dem Rucksack, um die Aussicht zu skizzieren. Bei diesem Ausblick weiß ich gar nicht, wie ich mit dem Stift beginnen soll. Das ist mir noch nie passiert. Lässt mich nun mein Kunstsinn im Stich? Plötzlich überkommt es mich ganz anders. Komischerweise drängt es mich auf den Block etwas Konkretes hinzuschreiben. So habe ich mit meinen Landschaftsskizzen noch nie begonnen.

Die Zahl „1912“ schreibt meine Hand auf den Block. „1912“ was soll das. Was bedeutet die Zahl? Ist das eine Jahreszahl? Gedanken darüber kann ich momentan nicht richtig fassen. Doch dann wie von alleine formen sich nacheinander zögerlich Worte, die meine Hand, als sei sie fremdgeführt, aufs Blatt setzt. Sätze entstehen. Ich fühle mich bloß als Zuschauer des Geschriebenen. Irgendwie drängt es mich so klein als möglich zu schreiben, um Platz zu sparen. Wie es scheint, will eine Geschichte aus mir heraus. Vielleicht will gar eine Erinnerung mit lesbaren Sätzen am Papier lebendig werden? Immer schneller eilt mein Stift über das Zeichen-

papier, gleich einem Wasserfall sprudeln die Worte darauf. Etwas entsteht, was mir neu ist. Meine Hand formt es, ohne dass ich darüber nachsinnen muss.

Von 1912 bis 1930 besaß ich das größte Spezialgeschäft für Theater Requisiten in New Orleans. Mit bis zu zwanzig Angestellten bewirtschaftete ich eine riesige Halle mit begehbarem Dachgeschoß. Dort stapelte sich so ziemlich alles, was man bei Theateraufführungen brauchen konnte. „Interessant, interessant, kann ich dazu nur denken. Der handschriftliche Text ist aber schon weiter gehetzt und ich lese hinterher.“

Aus vielen US-Bundesstaaten ließ ich Dinge kommen und auch aus Europa. Beinahe täglich besuchten mich Theaterregisseure und Filmproduzenten, die sich Anregungen von meinen angesammelten, ausgefallenen Requisiten holten. Man kam von weit her, sogar aus San Francisco, New York oder Chicago um Besonderes zu finden, das es sonst nirgends gab.

Ich blieb Junggeselle und steckte all meine Kraft einzig in mein Geschäft. Von frühmorgens bis spätabends war es mir eine Freude. Drei Schwarze Dienstpersonen führten mir den Haushalt in der Villa daneben. Sie kümmerten sich fallweise auch um meine Gäste und bewohnten den Altteil meines Herrschaftshauses, das ich von meinem Onkel dem verstorbenen Bruder meiner Mutter erbte. Meine finanzielle Situation war recht gut, eine Schwester meines Vaters, die früh verstarb, vermachte mir ihr Vermögen, sodass ich bedenkenlos meine Geschäfte ausweiten konnte.

Glücklicherweise gab es zudem den Direktor unserer langjährigen Hausbank, der mir guter Freund wurde. Er

war mit Kunstgeist gleich mir beseelt und freute sich an allen ausgefallenen Dingen die ich anbot. Viele Gespräche führten wir und manche Diskussion leitete mich auch zu mehr künstlerischen Freiheit in der Objektbeschaffung. Alle finanziellen Uneinbringlichkeiten durfte ich an seine Bank weiterreichen, die falls nötig, allein das Risiko der Schuldeneintreibung mit entsprechender Provision übernahm. Entgegenkommenderweise schrieb mir die Bank immer sofort ausständige Beträge gut, sodass ich bedenkenlos neue Sachen ordern konnte. So gab es auch immer wieder Pfändungen bei meinen Kunden. Denn manche Theater- und Filmregisseure besaßen wenig Geschäftssinn und besaßen eine schlechte finanzielle Basis. Trotzdem blieben mir die meisten treu.

Es berührte mich daher kaum, wenn eine Zahlung nicht klappte und so kümmerte ich mich hauptsächlich darum, in meinem Depot das Beste und Schönste vorrätig zu halten.

Eines Tages stellte der Direktor mir eine junge recht hübsche Frau vor, die er in seiner Bank als Buchhalterin aufgenommen hatte, und wie er meinte, die ob ihrer Art gut zu mir passen würde. Natürlich war ich von ihrem Äußeren und besonders von ihrem Wesen sehr angetan. Nach mehrmaligen Treffen bot ich ihr die Buchhaltungsarbeit in meiner Kunstagentur gegen hohe Entlohnung an. Letztlich konnte sie meinem Angebot nicht widerstehen und wechselte von der Bank, mit Einverständnis meines Freundes, in meine Firma.

Höchst einvernehmlich war unser Miteinander und etwas später nicht nur im Geschäftlichen. Es dauerte zwei

Jahre und wir wurden ein Paar. Mein Freund, der Bankdirektor, stellte sich gerne als Trauzeuge zur Verfügung und es wurde ein tolles Fest. Lisa, meine Frau, und ich besuchten anschließend New York. Erlebten dort glückliche Tage, sahen zwei Vorstellungen in der Metropolitan und hatten wertvolle Begegnungen in der Kunstwelt des neuen Broadhurst-Theatre.

Wieder zu Hause wurde nach Monaten die Schwangerschaft von Lisa festgestellt. Natürlich freuten wir uns sehr auf die Geburt unseres Kindes. Leider erlitt Lisa eine Fehlgeburt und verstarb bei der Entbindung.

Schrecklich war für mich die Zeit danach. Im ersten Schock wäre ich ihr am liebsten nachgefolgt. Doch der Bankdirektor, mein Freund, erkannte meine Befindlichkeit und besaß das richtige Einfühlvermögen für mich. In mehreren Gesprächen fand er treffende Worte, die mich allmählich wieder aufrichteten, sodass ich wieder zu mir fand, mich an eine neue Zukunft glauben ließ. Von da an sah ich den Sinn des Lebens nur mehr in der Vermittlung meiner Kunstideen. So konzentrierte ich mich fast pausenlos auf meine Verbindungen mit Künstlern und den dazugehörigen Geschäftsinteressen.

Aus China ließ ich mir Mitte der zwanziger Jahre menschengroße Puppen kommen. In Filmen und Theatern kamen die zum Einsatz. Einige wertvolle Großpuppen erhielten sogar in San Francisco eine Sonderausstellung, die gut besucht wurde. Auf den Kulturseiten bedeutender Zeitungen fand die Ausstellung ihren Niederschlag und mein Kundenkreis wurde noch größer. So besorgte ich vermehrt auch aus anderen Kulturkreisen gefertigte Puppen

in Menschengröße. Ich hängte sie von weitem sichtbar auf, oben am Dachspeicher der Halle. Die Nachfrage darob stieg ständig. In gewissen Künstlerkreisen gehörte es zur Normalität, in öffentlichen Veranstaltungen mit meinen Puppen zu tanzen.

Da ich niemanden besonders verpflichtet war, betrieb ich meine Agenden nach eigenem Gutdünken und auch rücksichtslos auf eventuelle Konkurrenten. Von meinen Angestellten verlangte ich höchsten Einsatz. Wer mich enttäuschte, wurde gefeuert.

Nicht nur Puppen hatte ich im Angebot, sondern auch aller Art historische Kleidung. Kulissenmaler beschäftigte ich nach Bedarf. Umfangreich lagerte technische Bühnenausstattung in meinen Depots, von der Beleuchtung bis zu Feuerwerkskörpern. Nicht zuletzt handelte ich auch mit allerhand Utensilien für die Zauberkunst. Von spektakulären magischen Tricks konnte ich Patente erwerben und weiterverkaufen.

So lief mein Geschäft bestens. Leider verstarb aber mein lieber Freund, der Bankdirektor im Sommer 1929. Kurze Zeit später, am 24. Oktober 1929, kam es dann zum Börsencrash, am sogenannten schwarzen Donnerstag. Von da an begann die große Depression.

Der neue Bankdirektor, Nachfolger meines verstorbenen Freundes, weigerte sich weitere Eintreibungen, ausständiger Zahlungen an mich zu übernehmen, obwohl die Bank bislang mit hohen Überziehungszinsen damit gut gefahren war. Zugegeben, in dieser schlechten Zeit war kaum Geld bei meinen Gläubigern zu holen. Es gelang mir auch nicht, eine andere Inkassofirma für die offenen Beträge zu

gewinnen. Zudem wurde auf Grund der anhaltenden Depression das Geschäft stark rückläufig.

Bald fehlten mir die Mittel für Neuinvestitionen und eingehende Rechnungen konnte ich immer öfter nicht begleichen. Angestellte musste ich entlassen. Nach einem Streit um Geld, lief mir der Buchhalter fort. Zudem stellte die Steuerbehörde unmögliche Forderungen für vergangene Jahre. So wurde ich gezwungen, den Lagerbestand in Auktionen zu verschleudern.

Zwei Jahre ging es noch weiter, bis ich schließlich völlig abgewirtschaftet hatte und ich mich verloren und allein befand, ohne Angestellte mit hohen Schulden. Sogar mein Hauspersonal musste ich entlassen.

Es gab auch kaum noch Pfändbares. Die Halle, mein Grundstück, meine Villa, all das wurde von der Bank zur Tilgung meiner Schulden vereinnahmt. Mehrere Gerichtstermine hatte ich hinter mir und noch vor mir. Letztlich besaß ich nicht einmal die paar Cent, um meinen täglichen Unterhalt zu bestreiten.

Doch bevor man mich aus der Halle hinausschmeißen konnte, kam der Wunsch in mir hoch, mich zu erhängen. Dort in der Halle, am Dachspeicher, an dem einst die schönsten, menschengroßen Puppen auf die Besucher, die Kunden hinabblickten, wollte ich mein sinnentleertes Leben stilvoll beenden. Es trieb mich regelrecht, eine leblose Puppe zu werden. Sichtbar baumelnd von weitem, stieren Blicks hinunter zu schauen auf jene, die meine Halle unter ihre Fittiche gebracht hatten. – Und ich tat es. Mit dem zuletzt gesetzten Punkt wird mir die Situation bewusst auf einem Granitstein zu sitzen und ein be-

schriebenes Papier in Händen zu halten. Mir kommt es vor, als sei ich gerade aus einem Alptraum erwacht. Die Gegenwart hat mich wieder. Die Geschichte schockt mich. Ich hole ein paar Mal tief Luft und denke: Was habe ich da nur für kuriozes Zeug geschrieben? Eine Geschichte schwer wie Granit, auf dem ich sitze, ist mir anstatt der Zeichnung aus der Hand geflossen. War denn das einmal Wirklichkeit für mich?

Hier in Mitteleuropa lebe ich jetzt hundert Jahre danach in gänzlich anderen Verhältnissen. Warum ist diese komische Episode einer Vergangenheit in mir aufgegangen. Ist das eine Erinnerung aus einem Vorleben. Ich bin doch ohne bestimmte Absicht auf den Felsen geklettert, nur um ein wenig die Gegend zu skizzieren. Die Darstellung der Gegend ist mir nun kein Verlangen mehr. Ich muss aufstehen, mir die aufgeschriebene schaurige Geschichte von der Seele abschütteln. Ich erhebe mich und denke widerwillig an das Notierte, wehre mich dagegen, dass es eine abgelebte Vergangenheit von mir sein könnte.

Die Luft ist mir dick, wie zum Greifen. Wind ist keiner mehr zu spüren. Der Laubwald im Westen hat ihn verschluckt, kein Blatt regt sich. Leise ist es. Nur mein Blut rauscht in den Ohren.

Überfallsartig ergreift mich wieder das Niedergeschriebene. War es wirklich nötig mich aufzuhängen. Kalt läuft es mir über den Rücken. Ich will nicht mehr dran denken. Es schnürt mir die Brust. Ich atme tief ein und aus. Die Waldluft tut gut. Skizzenblock und Stift landen wieder im Rucksack. Vom Stein klettere ich hinab.

Am weichen Waldboden angekommen fühle ich mich wohl. Ein Waldvögelein tiriliert mir unbeirrt seine Melodie ins Gefühl. Ich frage mich, ob es mich beruhigen will?

Ortwin Teibert

geboren 1947 in Kopfing O.Ö., wohnt in Engerwitzdorf O.Ö.

Pensionist, Brot-Beruf: Speditions-Kaufmann/Automobil-Logistik.

1957 meine erste außerkörperliche Erfahrung.

1972 in einer Yoga-Schulung in der Schweiz, mit auserkörperlichen Erfahrungen.

1972, 1973 Yoga Fortetzung, am Hippie-Trail getrampt, über Türkei nach Persien, Afghanistan, Pakistan, Indien, bis nach Nepal. Mit entsprechenden Erfahrungen zurück gekehrt.

1974 Verhelichung, 3 Kinder.

1984 bis 1986: 3 Programme für Kabarettgruppe KUKUK geschrieben, ca. 50 Vorstellungen, mit aufgeführten Sketches und Liedern.

Nach Pensionierung ab 2006, Film Dokumentationen für lokale Fernsehsender, Veröffentlichung von Lyrik, Kurzgeschichten und Märchen in diversen Anthologien.

Meine Geschichten sind nachzuhören über Literatursendungen von Radio Freistadt (www.frf.at über die Programme Prometheus und Federspiel.)

Seit 2022 Mitglied im Linzer Autor:innenkreis, diverse öffentliche Lesungen.

Preisträger verschiedener Literatúrausschreibungen.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien